

... ein Leben ohne Sex, Macht und Geld

– *Kann christliches Ordensleben glücklich machen?*

Hermann Kügler

Eine kleine Minderheit von Christinnen und Christen hat sich in der Nachfolge des Jesus von Nazareth für ein Leben in einer Kloster- bzw. Ordensgemeinschaft entschieden. Der Sinn dieses Lebensentwurfes ist es, Gott zu suchen und den Menschen zu dienen. Dazu verzichten Ordensleute auf gelebte Sexualität, persönliche Selbstbestimmung und privates Eigentum. Kann ein solches Leben glücklich machen? Die Mönche der Antike beantworteten die Frage anders als die Reformbewegungen des Mittelalters, die Ordensgründungen der Neuzeit anders als heutige Sinnsucher.

Nach einem knappen historischen Überblick im ersten Teil (Schatz 1985/86) werden im zweiten Teil drei Thesen zum Glück im Ordensleben vorgestellt. Im dritten Teil geht es um die Schattenseiten dieses Lebensentwurfes und um heutige Herausforderungen.

Christliche Orden: ein Blick in ihre Geschichte und ihre Spiritualitäten

Das Mönchtum in der Antike

Im vierten Jahrhundert vollzieht sich in der frühen Kirche der größte soziologische Wandel ihrer bisherigen Geschichte. Am 28. Oktober 312 besiegt der römische Kaiser Konstantin seinen weit überlegenen Rivalen Maxentius an der Milvischen Brücke über den Tiber vor Rom. Er wird damit zum alleinigen Herrscher des Westreiches. Konstantin führt den Sieg auf eine Vision am Vorabend der Schlacht zurück. Der Christengott sei ihm in einem Kreuz aus Licht und Sonne erschienen und habe ihm verheißen, dass er in diesem Zeichen siegen werde.

Zur Zeit der Christenverfolgungen bedeutete das Bekenntnis zum Glauben der Kirche, dass man im Extremfall auch mit dem Martyrium rechnen musste. Seit dem sog. „Toleranzedikt von Mailand“ im Jahre 313 können die Christen ihre Religion frei ausüben und werden nicht mehr blutig verfolgt. Bald wird das Christentum Staatsreligion und dann Volksreligion. Christ zu werden wurde für viele Menschen attraktiv, weil es der antiken Zivilisation an innerweltlichen Zukunftsperspektiven fehlte.

In dieser neuen soziologischen Situation ziehen sich die ersten Mönche in die Wüste zurück. Sie suchen eine radikale Form der Nachfolge Jesu. Einige leben allein als Einsiedler. Andere leben in klausurierten Gemeinschaften fern der Zivilisation. Ihr Leben ist geprägt durch schwere Arbeit, einen einfachen Lebensstil, sexuelle Abstinenz, gemeinsames Gebet und harte Bußübungen. Einige von ihnen sehen im aufkommenden Mönchtum die unblutige Form des Martyriums. Für andere ist der Mönchsstand die Vollform des Christentums; sie wollen „den Engeln gleich“ auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse verzichten.

Spektakulär sind die „Styliten“ und „Inklusen“. Die Styliten hausen auf unterschiedlich hohen Säulen. Auf dem Kapitell ist eine Platte so angebracht, dass der Asket sich in Ruhe ausstrecken kann. Vor dem Absturz schützt ein Geländer. Schutz vor Regen und Sonne wird abgelehnt. Einige gehen dabei so weit, dass sie sich lange Zeit nicht hinlegen. Der erste Säulenheilige ist Symeon, der lange Zeit seines Lebens auf einer zwanzig Meter hohen Säule verbrachte, um nicht mehr von ständig ratsuchenden Besuchern gestört zu werden. Andere Eremiten lassen sich einmauern oder in der Erde eingraben.

6.-12. Jahrhundert:

Durchsetzung und Vorherrschaft der Benedikt-Regel

Benedikt von Nursia (480-547) gilt als Begründer des christlichen Mönchtums im weströmischen Reich. Im fünften und sechsten Jahrhundert entwickelt sich das Mönchtum hin zu größerer Ordnung und Stabilität. Feste Formen bilden sich aus. Für die verschiedenen Gruppen von Männern, die sich ihm anschließen, entwickelt er ein Konzept des „rechten Maßes“. Verbindlich ist: zölibatäres Leben, einfache Ernährung und feste Zeiten für Gebet, Lesung, Arbeit und Schlaf.

Die Benediktusregel prägt das Ordensleben für Jahrhunderte und beeinflusst zahlreiche Klostergründungen. „Ora et labora“, also „bete und arbeite“ ist das Motto dieses Lebensentwurfes. Es geht um die Ausgewogenheit zwischen Gebet und sinnvoller Arbeit zur Kompensation des Müßiggangs, der als Feind der Seele gilt. Der Tag, das Jahr, das Leben erhält eine klare Struktur.

Die früh- und hochmittelalterlichen Klöster werden Zentren der Zivilisation. Klosterschulen vermitteln Wissen und Bildung. Das Kopieren von Büchern überliefert die schriftlichen Zeugnisse der Antike durch die Jahrhunderte.

Doch kommt es auch zu Missständen. Durch Schenkungen – vor allem von Ländereien – werden manche Klöster sehr reich. Der Eintritt in ein Kloster bedeutet dann fast immer einen sozialen Aufstieg zu einem Leben in Prachtentfaltung und Reichtum. Nachgeborene Kinder des Adels werden gerne als „Oblaten“, wörtlich: „Aufgeopferte“ zu ihrer materiellen Versorgung in ein Kloster gebracht.

Die Gründungen der Zisterzienser im Jahre 1098 und der Trappisten im 17. Jahrhundert sind Reformbewegungen, um auf der Basis der Benediktusregel die ursprüngliche Ordensidee und Ordensarmut wieder authentisch zu leben.

13.-15. Jahrhundert: Neue Vielfalt im Spätmittelalter

Die Klostersgemeinschaften seit der Antike leben meist fern von den Städten auf dem Land. Sie sind mehr oder weniger eingebunden in das Agrarsystem und die feudalen Strukturen der jeweiligen Zeit und Gesellschaft. Im Spätmittelalter ändert sich die Gesellschaft in Europa. Die Städte und damit das Bürgertum blühen auf, Kaufleute treiben Handel, die Bevölkerung wird mobiler. Die neuen Ordensgründungen in dieser Zeit sind auch Protestbewegungen gegen eine mächtige und reiche Kirche. Vor allem zwei Namen sind für diese Zeit zu nennen:

Der Italiener Franziskus von Assisi (1181/2-1226) versucht, streng und bis ins einzelne nach dem Vorbild des Jesus von Nazareth zu leben. Als umherziehender Wanderprediger lebt er „fröhlich und arm“ wie die „Ketzer“, bleibt aber in der Kirche. Seine Lebensweise zieht gleich gesinnte Gefährten und Nachahmer an. Er gründete den Orden der „Minderen Brüder“ (Franziskaner) und ist Mitbegründer des Frauenordens der Klarissen.

Der Franziskanerorden verzichtet auf Besitz und Einkünfte. Franziskaner leben in den Städten unter dem Volk und nicht auf dem Land. Sie ernähren sich von eigener Arbeit und vom Betteln statt von Schenkungen.

Der Spanier Dominikus (1170-1221) gründet den „Predigerorden“. Der Dominikanerorden ist der erste ausgesprochen apostolische Orden in der europäischen Geschichte. Von Anfang an betonte er das Studium, im starken Gegensatz zu Franziskus, der seinen Brüdern nicht einmal den Besitz eines Psalters erlaubte. Die Dominikaner sollen intellektuell gut ausgerüstet sein, um den Argumenten der „Ketzer“ zu begegnen. Deshalb erhalten sie eine sorgfältige Schulung. Der Orden wächst rasch. In den neu gegründeten Universitäten in Paris und Bologna lehren bald

dominikanische Professoren. Dominikus reist von Kloster zu Kloster und predigt mit großem Erfolg.

Neu ist bei beiden Bettelorden, dass Ordensleben nicht mehr den Eintritt in ein festes Kloster bedeutet, sondern die Mitgliedschaft in einem ortsunabhängigen Personalverband. Je nach Akzentsetzung widmen sich die Gründungen dieser Zeit der Predigt, der Volksfrömmigkeit, der Universitätstheologie und auch der „Heidenmission“ in fernen Ländern unter den Nichtchristen.

16.-18. Jahrhundert:

Neue Vitalität und überkommenes Erbe in der Neuzeit

Das Lebensgefühl dieser Zeit ist geprägt durch den Humanismus, das fortschrittliche, sich vom Mittelalter abwendende geistige Klima der Renaissancezeit. Amerika wird entdeckt, der Buchdruck wird erfunden. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts herrscht ein starkes klosterkritisches Potential. Martin Luthers Kritik am Ordensleben setzt an konkreten Missständen und an der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit an.

Bei den katholischen Ordensgründungen dieser Zeit steht mehr als früher die aktive Hinwendung zu Seelsorge, Schule und Caritas im Zentrum. Zum ersten Mal in der Geschichte kommt es zu eigenständigen Gründungen von Frauengemeinschaften, die nicht nur der weibliche Zweig eines bestehenden Männerordens sind.

Der Jesuitenorden wurde 1540 von dem spanischen Adligen Ignatius von Loyola (1491-1556) gegründet. Ein besonderes Merkmal dieses Ordens ist der Wille und die Bereitschaft, sich vom Papst in alle Gegenden der Welt senden zu lassen und seine pastoralen Aufträge zur „Verteidigung und Verbreitung des Glaubens“ auszuführen. Der Orden versteht sich als Mitarbeiterschaft des Papstes für die besonders schwierigen, wichtigen und dringlichen Aufgaben der Kirche auf der ganzen Welt. Er will dort arbeiten, wo sonst niemand hingeht. Neu bei den Jesuiten ist auch, dass es kein gemeinsames Chorgebet und keine eigene Ordenstracht gibt.

Die Ursulinen sind eine von Angela Merici 1535 gegründete Frauengemeinschaft, die sich im Laufe der Zeit zum bekanntesten katholischen Erziehungsorden entwickelte. Die Mitglieder leben zwar arm, in eheloser Keuschheit und gehorsam, jedoch ohne öffentliches Gelübde. Sie wohnen weiterhin in ihren Familien, treffen sich aber regelmäßig zu Gottesdienst, Gebet und religiöser Weiterbildung. Sie tragen ihre gewöhnliche Kleidung, keine eigene Ordenstracht. Für diese Gemeinschaft schreibt Angela Merici die erste eigenständige

Ordensregel einer Frau für Frauen. Die Leitung der Gemeinschaft übernehmen die Frauen selbst; es ist kein Leitungsamt für einen Priester vorgesehen.

Ebenfalls auf Klausur und Ordensgewand verzichtet Mary Ward, die 1609 das „Institut der englischen Fräulein“ gründet. Die Gemeinschaft – heute heißt sie „Congregatio Jesu“ - wird zur Wegbereiterin einer besseren Bildung für Mädchen und Frauen. Diese neue Form des Ordenslebens – Frauen *ohne Klausur* im apostolischen Dienst – erregt damals auch unter katholischen Klerikern Ärger, da die Mitglieder sich wie Ordensschwestern verhalten, sich aber gleichzeitig frei in der Stadt bewegen.

Rückblickend lässt sich feststellen, dass Angela Merici und Mary Ward mit ihren Ideen vom Ordensleben für Frauen ihrer Zeit weit voraus waren.

19. / 20. Jahrhundert: Krise und Restauration

Die Zeit zwischen ca. 1770 und 1815 bringt für die Orden den bis dahin tiefsten Einschnitt und Kontinuitätsbruch ihrer Geschichte. Die Folgen der Aufklärung und der französischen Revolution bewirken, dass sich auch manche katholischen Bischöfe fragen, ob die Zeit der Orden vorbei ist. Die Gesamtzahl der Ordensmitglieder in Europa sinkt nach verlässlichen Schätzungen in dieser Zeit auf zehn Prozent ab.

Die Krise der alten Feudalstrukturen trifft die Orden härter als die Pfarreien. In einem aufklärerischen Nützlichkeitsdenken scheint für Klöster und Orden kein Platz mehr zu sein. Sie sind „zur Beförderung des Besten des Nebenmenschen unfähig, folglich für die bürgerliche Gesellschaft unnütz“: das ist die Sichtweise in Österreich unter Josef II. Deswegen werden dort 1781 alle Klöster aufgehoben, die nicht seelsorglichen, erzieherischen oder caritativen Zwecken dienen.

Die äußere und innere Erneuerung des Ordenslebens beginnt nach dem Sturz Napoleons in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein typisches Merkmal der Ordensgründungen jener Zeit ist ihr soziales Engagement verbunden mit einer einfachen Spiritualität. Sie reagieren auf neue gesellschaftliche Herausforderungen wie die beginnende Industrialisierung.

Beispielhaft für die vielen sozial-caritativen Ordensgründungen dieser Zeit seien die Salesianer Don Boscos genannt. Angerührt durch die sozialen Verhältnisse der Kinder und Jugendlichen in Turin gründet Giovanni Bosco (1815-1888) im Jahre 1859 eine religiöse Vereinigung,

die 1874 von Papst Pius IX. als „Gesellschaft des Heiligen Franz von Sales“ anerkannt wurde. 1872 gründet er gemeinsam mit Maria Mazarello die Ordensgemeinschaft der „Töchter Mariens, Hilfe der Christen“ (Don-Bosco-Schwestern). Ziel beider Vereinigungen ist die Fürsorge und Erziehung armer und benachteiligter Jugendlicher. Bis zu seinem Tod werden 250 Häuser in Europa und Lateinamerika eröffnet.

Heute

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ist für die Orden eine Zeit ohne große Krisen. Ein wichtiger Neuanfang ist die Ordensidee der „Kleinen Brüder und Schwestern“ von Charles de Foucauld (1858-1916). In kleinen geistlichen Gruppen, die mitten unter den Menschen leben, sah Foucauld die Verwirklichung seines Lebensideals, Christus nachzufolgen, der dreißig Jahre lang verborgen und unerkannt in Nazareth lebte. Dieses Konzept eines Mönchsordens ohne Kloster, dessen Mitglieder vielmehr mitten in der Welt ihren Dienst am Nächsten tun, stellt das bisherige Klosterwesen der katholischen Kirche völlig in Frage. Erst 1968 wird der Orden kirchlich anerkannt.

Einen solchen wirklich neuen Grundansatz von Ordensleben hat es in der Geschichte eigentlich nur fünfmal gegeben: im Mönchtum der Antike, bei Benedikt, bei den Bettelorden des Mittelalters, bei Ignatius von Loyola und nun bei Charles de Foucauld. Alles andere sind im Grunde Variationen oder auch Kombinationen dieser fünf bisherigen Grundgestalten.

Neu im 20. Jahrhundert ist auch die Wiederentdeckung des Ordenslebens bei evangelischen Christen und Christinnen und die Inkulturation der Orden in außereuropäischen Kulturen sowie das Entstehen verschiedener geistlicher Gemeinschaften, die verheiratete und zölibatär lebende Mitglieder haben. Außerhalb Europas sind viele einheimische Kongregationen für Frauen entstanden. In männerdominierten Kulturen geben Ordensfrauen, die zölibatär leben und sich nicht über ihren Ehemann oder die Anzahl ihrer Söhne definieren, ein eindrucksvolles Zeichen für die Würde der Frauen ab.

Der Einfluss von Frauen auf neue Ordenskonzeptionen ist derzeit aber noch nicht genügend erforscht. So bleiben in dieser Aufzählung Frauen unberücksichtigt. Die Bedingungen für Frauen und Männer in Gesellschaft und Kirche waren und sind sehr unterschiedlich. Frauen waren in der katholischen Kirche lange Zeit aus der wissenschaftlichen Theologie ausgeschlossen und haben bis heute keinen Zugang zum priesterlichen Amt.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist für die Orden eine Zeit der Gärung und der Experimente. Sie führt zu einem starken zahlenmäßigen Rückgang in Europa. Die Zeit des innerkirchlichen Aufbruchs nach dem 2. Vatikanischen Konzil (1962-1965) erleben viele Orden als Chance der Befreiung von Normen und Regelungen. Notwendige Reformen geraten aber nicht selten in den Sog einer Individualisierung und eines Verständnisses von Ordensleben, das sehr stark um Selbstfindung und Selbstverwirklichung kreist.

Generell haben die großen Orden an Homogenität verloren. Die Nachwuchssituation ist seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts stark rückläufig. Es ist davon auszugehen, dass zahlreiche Ordensgemeinschaften aussterben werden.

Wie kann der Lebensentwurf „Ordensmann / Ordensfrau“ glücklich machen?

Was meint im Ordensleben Glück

In der deutschen Sprache wird der Begriff „Glück“ in drei recht unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht. Wir sprechen von Glück im Sinne von „Glück haben“ (auf englisch: „luck“) und von Glück im Sinne von „Glück empfinden“, sei es kurzfristig (auf englisch: „pleasure“) oder dauerhaft (auf englisch: „happiness“).

Glück haben heißt, durch einen glücklichen Zufall begünstigt zu sein. Das kann ein Zufallstreffer beim Lotto sein; man steht im Supermarkt an der „schnellsten“ Kasse an oder ist bei einem Unfall verschont geblieben. Das kurzfristige „*Gutfühl-Glück*“ hängt von äußeren Reizen ab, die eine stimulierende Wirkung haben. Beispiele sind Sexualität, gutes Essen, wirtschaftlicher Gewinn, eine berufliche Beförderung oder Hochgefühle aufgrund von Rauschdrogen. Die Ursache des „*Gutfühl-Glücks*“ ist eigentlich nebensächlich; Hauptsache die Wirkung stellt sich ein.

Das *werte-basierte Glück* dagegen ist dauerhaft. Mit ihm verbindet sich die Erfahrung und Überzeugung, dass die menschliche Existenz in einen größeren Sinnzusammenhang eingebunden ist. Es ist tragfähig und nimmt auch im Laufe der Zeit nicht wesentlich ab. Es bedeutet sowohl ein Gefühl wie einen Zustand, wobei weniger die objektiven Tatsachen entscheidend sind als vielmehr das subjektive Empfinden, mit dem Leben zufrieden zu sein (Faust 2004, 10). Wenn im Ordensleben von „Glück“ die Rede ist, so ist damit dieses wertebasierte Glück gemeint.

Menschen, die sich im letzt genannten Sinne für glücklich halten, bezeichnen sich in entsprechenden Umfragen oftmals als religiös. Religiosität, die bewusst und um ihrer selbst willen gelebt und vor allem verinnerlicht ist (im Fachjargon: „intrinsische Religiosität“), vermag durch konstruktive religiöse Bewältigungsformen sogar einer ganzen Reihe von psychischen Störungen entgegenzuwirken. Umgekehrt ist dies nicht nachweisbar bei nur äußerlich übernommener Religiosität (im Fachjargon: „extrinsische Religiosität“), z.B. nur äußerlich vollzogenem Kirchengang aus sozialer Anpassung an die Erwartungen anderer ohne innere Beteiligung (Faust 2008).

Eine religiöse Werteorientierung bewirkt, dass das Stress-Niveau sinkt und Menschen auch in schwierigen Lebensumständen positive Emotionen wie Dankbarkeit, Abgeklärtheit, Mut und Hoffnung in sich wiederfinden.

Erste These

Ordensleben macht glücklich, wenn der Ordensmann / die Ordensfrau einer Berufung folgt. Berufung bedeutet, dass eine Lebenswahl ohne vernünftige Zweifel *für mich* vorzuziehen ist aus *hauptsächlich* „übernatürlichen“ Gründen.

Bei einer „Berufung“ geht es also um mehreres:

Eine Lebenswahl

Bei der Vorliebe, ob jemand im Sommerurlaub eher in die Berge oder ans Meer fährt, würde man nicht von einer „Berufung“ sprechen, wohl aber bei der Frage, wie und mit wem jemand leben möchte oder welchen Beruf er oder sie ausüben mag.

Ohne vernünftige Zweifel

Zweifel begleiten vermutlich jede Lebenswahl. Jemand ist sich nicht sicher: kann ich das, schaffe ich das? Vernünftige Zweifel sind auch angesagt, wenn jemand z.B. feststellt, dass er einen Beruf oder eine Lebensform überwiegend aus inneren oder äußeren Zwängen gewählt hat. „Ich habe meiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen, in einen Orden einzutreten“: eine solche Motivation würde man kaum als Berufung bezeichnen, und vernünftige Zweifel an ihrer Tragfähigkeit sind mehr als angebracht. Dass jemand durch äußeren, z.B. familiären Druck

gezwungen wird, in ein Kloster einzutreten, kommt in unserer Zeit in unserem Kulturkreis Gott sei Dank nicht mehr vor.

Für mich vorzuziehen

Berufung ist etwas streng Individuelles. Daraus dass *ich* mich zu einem bestimmten Lebensentwurf berufen erlebe, folgt nicht, dass andere Menschen oder der Rest der Welt es auch sind.

Aus „übernatürlichen“ Gründen

Die „übernatürlichen“ Gründe sind die, die sich auf Gott beziehen und die Leute deshalb oft nicht verstehen: ein erfolgreicher Geschäftsführer eines international tätigen Unternehmens tritt in eine Ordensgemeinschaft ein. Seine Kollegen reagieren mit völligem Unverständnis auf diesen Schritt. Eine ebenfalls erfolgreiche attraktive junge Frau legt nach zweijähriger Probezeit in einem Kloster die Ordensgelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam ab. Bei der anschließenden Feier zeigt sich, dass selbst viele ihrer nächsten Freunde und Verwandten diesen Schritt nicht nachvollziehen können.

Aus hauptsächlich übernatürlichen Gründen

Jede Lebenswahl kommt zustande aus einem Motivbündel, das sich speist aus der Ausrichtung des Lebens auf Werte und der Gratifikation eigener Bedürfnisse. Wenn eine Lebensform allerdings überwiegend gewählt wird, um eigene Bedürfnisse zu befriedigen („ich möchte versorgt und beschäftigt sein“; „ich komme selbst mit dem Leben nicht zurecht und brauche jemanden, der mir sagt, wo es langgeht“; „ich suche einen Status, der mir soziale Anerkennung bietet“), wird man kaum von einer Berufung sprechen.

Zweite These

Ordensleben macht glücklich, wenn es dem Ordensmann / der Ordensfrau gelingt, die Spannung zwischen der Ausrichtung auf Werte und der Befriedigung eigener Bedürfnisse auf konstruktive Weise zu leben.

Von einem tiefenpsychologischen Ansatz her lässt sich sagen: Jeder Mensch hat die Aufgabe, nach seiner leiblichen Geburt in einem

lebenslangen Arbeits- und Lernprozess seine Identität „zur Welt zu bringen“. Dabei steht er sein Leben lang in der Spannung, einerseits sein Leben auf Werte hin auszurichten und andererseits seine vitalen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Vorstellung, die jemand idealtypisch von sich hat, kann man als sein „Ideal-Ich“ bezeichnen und die Realität – so wie jemand tatsächlich lebt – als sein „Real-Ich“. „Der, der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein möchte“ – das drückt diesen Unterschied treffend aus.

Das *Ideal-Ich* enthält die Gesamtheit der Werte, Ziele und Leitideen einer Person. Vor allem religiöse und ethische Werte im Ideal-Ich ermöglichen es einem Menschen, sich selbst auf ein Ziel hin zu transzendieren. Das *Real-Ich* umfasst seine tatsächlichen Eigenschaften und Charakterzüge und kann an seinen bewussten und verborgenen Bedürfnissen erkannt werden. Konkret gesprochen, würden Christinnen und Christen wohl als Grundwerte, auf die hin sie ihr Leben ausrichten wollen, angeben: ein Leben in Verbundenheit mit Gott, Nachfolge Jesu und tätige Nächstenliebe.

Weitere Werte ergeben sich aus der gewählten oder auch vom Schicksal auferlegten Lebensform. Wer in einem Orden lebt, würde vermutlich angeben: ein einfaches Leben und Gütergemeinschaft, die Bereitschaft, Aufgaben im Sinne der Gemeinschaft zu übernehmen, auch wenn sie persönlich nicht allzu befriedigend sind, und die tendenzielle Offenheit für echte Liebe zu den Menschen.

Die Grundspannung zwischen Ideal-Ich und Real-Ich prägt das Leben jedes Menschen, jedoch kann sie auf recht unterschiedliche Weise gelebt werden. Dabei gibt es reifere und weniger reife Formen. Die Form des Umgehens ist umso reifer, je mehr es gelingt, die verschiedenen Anteile des Ideal-Ichs und des Real-Ichs zu integrieren, ohne bestimmte Anteile abzuspalten oder einige auf Kosten anderer zu leben, und je mehr es weiterhin gelingt, die verschiedenen Anteile des Ichs so zu integrieren, dass dabei die persönlichen Bedürfnisse mit den eigenen Werten übereinstimmen. Etwas vereinfacht gesagt, können drei Formen unterschieden werden, diese Spannung zu leben (Kügler 2008, 35-39).

Die reife, voll entfaltete Form:

Verschiedene Bedürfnisse werden wahrgenommen. Entweder gelingt es, sie in das Ganze der Persönlichkeit so zu integrieren, dass ihre Befriedigung der Ausrichtung des eigenen Lebens auf Werte nicht widerspricht. Oder wenn sie den Werten widersprechen, verzichtet jemand bewusst und gewollt – um seiner Werte willen – auf ihre

Befriedigung, auch wenn dieser Verzicht nicht schmerzfrei ist. Personen, die die Spannung zwischen ihrem Ideal-Ich und ihrem Real-Ich vorwiegend auf diese Weise leben, setzen sich realistische und zugleich herausfordernde Ziele und stellen sich Aufgaben, an denen sie wachsen können. So leben sie diese Grundspannung auf kreative Weise.

Die eingeschränkt-behinderte Form:

Bedürfnisse können oder dürfen nicht wahrgenommen werden; sie fristen ein Schattendasein. Infolgedessen können sie weder direkt befriedigt werden noch ist ein freiwilliger und bewusster Verzicht möglich. Stattdessen kommt es zu einer möglicherweise unbewusst bleibenden Bedürfnisenttäuschung, die sich oft als vage wahrgenommenes Gefühl der inneren Unzufriedenheit oder des Frustriertseins äußert. Als blinde Passagiere führen diese Bedürfnisse ein Eigenleben, das vom Bewusstsein oft als Bedrohung wahrgenommen oder als Schuldgefühl erlebt wird. Die Angst vor solchen als unangenehm erlebten Gefühlen führt dazu, dass Lebensmöglichkeiten eingeengt werden.

Die krankhafte Form:

Die innere Struktur der Person ist nur fragmentarisch ausgebildet. Sie merkt gar nicht, dass zwischen Werten und Bedürfnissen ein Unterschied besteht, geschweige dass sie die Spannung zwischen beiden konstruktiv bewältigen kann. Wir müssen von einer leichten oder schwereren Form der Charakterstörung oder Desorganisation des Ich, im Extremfall von einer psychotischen Erkrankung sprechen.

Je klarer jemand seine Lebenswerte benennen kann und je realistischer er um seine Bedürfnisse weiß, desto mehr ist er fähig, sein Leben immer mehr auf Werte hin auszurichten und zugleich seine Bedürfnisse menschen- und situationsangemessen zu befriedigen oder auf ihre Befriedigung zu verzichten. Das Leben eines Menschen scheint dann geglückt zu sein, wenn es ihm gelingt, die Spannung zwischen Werten und Bedürfnissen in reifer Weise zu leben.

Dritte These

Ordensleben macht glücklich, wenn es dem Ordensmann / der Ordensfrau gelingt, die eigene Person in den folgenden Lebensbereichen ständig weiter zu entwickeln: Arbeit, Gebet,

Gemeinschaft, Dienst, körperliche Bedürfnisse, Ausgeglichenheit, Intimität, Ordnung, Lernen, Schönheit.

Ordensmänner und –frauen führen dann ein glückliches Leben, wenn sie sich beständig weiter entwickeln: psychologisch, somatisch-physiologisch, sozial und transpersonal-spirituell. Richard Sipe beschreibt zehn Elemente in diesen vier Hauptbereichen der menschlichen Bedürfnisse (Sipe, 312-328).

Arbeit

Glücklichen Ordensleuten gelingt es, ihre eigenen Energien produktiv zu gebrauchen und in „unentfremdeter“ Arbeit fruchtbar werden zu lassen. Sie arbeiten viel und intensiv, ohne sich vorrangig über ihre Rolle und ihren Status in einer Berufshierarchie zu definieren.

Gebet

Glückliche Ordensleute weisen ausnahmslos ein reiches und intensives Gebetsleben auf. Gebet, Meditation, Kontemplation – sowohl individuell wie in Gemeinschaft – hat vor allen anderen Tätigkeiten für sie eine hohe Priorität. Für die Zeit, die sie dafür aufwenden, gibt es kein abgekürztes Verfahren und keinen Ersatz. Ihr Gebetsleben gewinnt für sie umso mehr an Wichtigkeit, je mehr sie sich steigenden Anforderungen an ihre Aufgaben gegenübersehen.

Gemeinschaft

Glückliche Ordensleute sind fähig zu bedeutungsvollen Beziehungen, sowohl mit Menschen aus ihrer eigenen Gemeinschaft wie mit anderen. Oft empfinden sie sich selbst als Teil der ganzen Menschheitsfamilie. Sie haben ein tiefes Gefühl der Zugehörigkeit zu Menschen, auf die sie sich verlassen können.

Dienst

Glückliche Ordensleute sehen in ihrem Leben einen sinnvollen Dienst. Ihr Leben ist geprägt durch Hingabe an ihre Aufgabe im Dienst der Menschen „um des Himmelreiches willen“. Ihr Bestreben reicht weit über die eigene Selbstverwirklichung hinaus.

Körperliche Bedürfnisse

Glückliche Ordensleute sind in ihrem Körper zuhause und fühlen sich darin wohl. Sie achten in Ernährung, Sport, Schlaf und dem Gebrauch von Genussmitteln darauf, dass sie sich gut tun und sich und anderen nicht schaden. Das bedeutet nicht, dass alle hagere und schlanke Asketen sind; im Gegenteil sind manche von ihnen recht stattliche Damen und Herren. Aber sie führen keinen riskanten Lebensstil, z.B. nicht beim Autofahren und nicht beim Alkoholkonsum.

Ausgeglichenheit

Glücklichen Ordensleuten gelingt ein ausgewogenes Zeit- und Kraftmanagement ihrer Ressourcen. Sie finden ausreichend qualifizierte Zeit für Gebet und Arbeit, Fortbildung und Erholung, soziale Kontakte und schöpferisches Alleinsein. Sie definieren sich nicht einseitig und neigen nicht zum „Workaholismus“ (Arbeitssucht).

Intimität

Glückliche Ordensleute sind fähig zur Intimität. Damit meine ich natürlich nicht genitale Intimität, sondern die Fähigkeit und Bereitschaft, sich einigen nahe stehenden Menschen so zu zeigen, wie sie wirklich sind. Sie verstecken nicht ihre Fragen und Unsicherheiten hinter einer vermeintlich professionellen Rolle. Sie machen anderen keine Angst, sondern schenken Vertrauen und achten sich und andere. Sie sind fähig, bedeutungsvolle Beziehungen aufzubauen und tiefe Freundschaften einzugehen.

Ordnung

Glückliche Ordensleute weisen im täglichen Leben ein ausgeprägtes Ordnungsgefühl auf. Sie können ihr Leben organisieren und Zeit und Energie bei Gebet, Arbeit, Studium, Hobbys, Freizeit gleichermaßen aufwenden. Es gelingt ihnen, ihr Leben im Kleinen wie im Großen sozusagen in Abschnitte zu unterteilen, die bewältigt werden können. Sie erleben sich nicht als Getriebene.

Lernen

Glückliche Ordensleute interessieren sich für Menschen und für viele Dinge. Sie wenden Zeit und Kraft darauf auf, ständig weiter zu lernen. Intellektuelles und spirituelles Wachstum gehen bei ihnen Hand in Hand. „Wer selber nicht mehr lernen will, soll auch nicht mehr lehren“, sagt ein Ordensmann, der als Theologieprofessor tätig ist.

Schönheit

Glückliche Ordensleute sind auf kulturellem Gebiet eher gebildet als ungebildet. Manche kultivieren ihre Liebe zur Musik, andere zur bildenden Kunst oder zum Schauspiel. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die erste bildliche Darstellung Christi diesen als Apoll, den Gott der Schönheit zeigt.

Anfragen, Schattenseiten und Perspektiven des Ordenslebens

Reduktion statt Aufbruch?

Große Probleme für die Klöster und Ordensgemeinschaften in Mitteleuropa resultieren aus den immer geringer werdenden Zahlen. Gab es in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland noch 100.000 Ordensfrauen, so sind es derzeit 23.000. Achtzig Prozent von ihnen sind über 65 Jahre alt. Berechnungen sagen, dass in etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren die Gesamtzahl der Ordensleute in Deutschland auf zehn Prozent des jetzigen Bestandes absinken wird (KNA-Meldung vom 2. Mai 2008, siehe auch: www.orden.de)

Das Problem der affektiven Reife

Noch vor zwanzig Jahren meldeten sich die meisten Bewerberinnen und Bewerber für das Ordensleben bald nach dem Abitur oder einer Berufsausbildung. Das durchschnittliche Eintrittsalter lag damals bei 20-22 Jahren. Heute kommen viele erst nach ihrem Studium oder mehrjähriger Berufstätigkeit, so dass das Eintrittsalter sich deutlich nach oben verschoben hat. Immer häufiger melden sich auch Personen von Mitte 30 bis sogar Mitte 40. Dies entspricht durchaus soziologischen Erhebungen, welche verstärkt ein neues Modell der „Biographisierung“ feststellen: viele ergreifen heute nicht mehr einen Beruf fürs Leben, sondern entscheiden mehrmals im Leben neu über ihren Beruf.

Die alte Faustregel, dass „geistliche“ Berufe vor allem aus intakten meist kinderreichen Familien erwachsen, gilt ebenfalls so nicht mehr. Die Bewerber für das Ordensleben kommen oft aus zerbrochenen Familien; und immer öfter sind junge Leute aus kirchenfernen statt aus praktizierenden katholischen Familien anzutreffen. Zwischen dem, was jemand als Motiv nennt, und dem, was ihn wirklich motiviert, gibt es nicht selten eine große Diskrepanz. Weiterhin sind bei vielen, die sich für das Ordensleben interessieren, Zweifel angebracht, ob sie überhaupt menschlich und geistlich hinreichend dafür disponiert sind (Cozzens, Kügler 1997).

Für das Ordensleben kommt noch die Besonderheit hinzu, dass es in einer einzigen Lebensform alle Aspekte der Identitätsbildung integriert, die in der säkularen Gesellschaft normalerweise verschiedenen Lebensbereichen zugeordnet sind. Dadurch wird das Ordensleben sehr anspruchsvoll. Eine freie und endgültige Bindung setzt voraus, dass ein Mensch wenigstens begonnen hat, alle Aspekte der Identitätskrise zu bewältigen. Hat sich die Identitätsentwicklung verzögert, so besteht die Gefahr, dass eine vorzeitige Bindung an die Ideale, Rollen, Aufgaben und Lebensstrukturen des Ordenslebens den Prozess der Identitätsbildung eher blockiert als fördert. Eine frühzeitige Entscheidung für die Ehelosigkeit kann das Gefühl für die sexuelle Identität behindern und die Fähigkeit zur persönlichen Intimität einschränken; die Fixierung auf ein geschlossenes Weltbild erschwert die Entwicklung einer dialogischen und entwicklungsfähigen Glaubensidentität (Egenolf).

Offenheit für neue Entwicklungen

Oft wird den Ordensgemeinschaften eine dreifache Kompetenz zugeschrieben:

- sie seien Expertinnen und Experten für Spiritualität
- sie verstünden etwas vom Leben in Gemeinschaft und
- sie seien in ihrem Handeln solidarisch mit den Armen und Benachteiligten.

Die Gemeinschaft in Taizé im französischen Burgund ist sicher die bekannteste, aber nicht die einzige Ordensgemeinschaft, die eine zeitgemäße Spiritualität lebt, die für viele Menschen „Nahrung auf dem Weg“ in ihrem Alltag ist. Viele Ordensgemeinschaften bieten „Kloster auf Zeit“. Rat- und sinnsuchende Menschen können kürzere oder längere

Zeiten der „Tage im Kloster“ verbringen, die Spiritualität der jeweiligen Gemeinschaft kennen lernen und einüben (www.orden.de). Das Lebenszeugnis der Solidarität mit den Armen und Benachteiligten macht deutlich, dass die lebenslange Bindung an Gott wertvoll und sinnstiftend ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen: der Lebensentwurf „Ordensleben“ wird Menschen unglücklich machen,

- wenn er eine Flucht darstellt vor sich selbst und vor den Anforderungen des Lebens
- und wenn jemand immer mehr psychische Energien aufwenden muss, damit er oder sie sich diese Motive nicht eingestehen muss.

Ordensmänner und –frauen haben gute Chancen, in ihrer Lebenswahl glücklich zu werden,

- wenn sie das Ordensleben als ihre einmalige und einzigartige Berufung entdecken,
- wenn es ihnen gelingt, die Spannung zwischen der Ausrichtung ihres Lebens auf die Werte des Evangeliums und der Befriedigung ihrer Bedürfnisse in fruchtbarer und kreativer Weise zu leben
- und wenn sie lebenslang eine Lebenskultur pflegen, in der Leib und Seele, Gemeinschaft und Gebet in einer immer wieder neu zu suchenden und wohl nie endgültig zu findenden Balance gelebt und gestaltet werden.

Literatur

Cozzens, Donald B., *Das Priesteramt im Wandel. Chancen und Perspektiven*, Mainz: Grünewald 2003

Egenolf, Peter, *Religiöse Persönlichkeitsentfaltung in der Ordensausbildung*, in: Frielingsdorf, Karl, *Entfaltung der Persönlichkeit im Glauben*, Mainz 1996, 150-164

Faust, Volker,

Psychische Störungen heute. Erkennen, Verstehen, Behandeln, Landsberg / Lech: Ecomed Verlagsgesellschaft, Grundwerk 2002, Artikel: Glück, 9. Erg. Lfg. 12/2004

Artikel: *Religion, Spiritualität, Gebet und psychische Gesundheit*, ebenda 23. Erg. Lfg. 06/2008

KNA: Katholische Nachrichtenagentur, Meldung vom 2. Mai 2008, siehe unter www.kna.de

Kügler, Hermann,

Pastoralpsychologische Herausforderungen heutiger Priester- und Ordensausbildung, in: *Stimmen der Zeit* 215 (3/1997), 160-170, auch unter: www.jesuiten.org/hermann.kuegler

Versuchungen widerstehen? Würzburg: Echter 2008

Schatz, Klaus, *Geschichte des Ordenslebens*, unveröffentlichtes Vorlesungsmanuskript, phil.-theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt/M. WS 1985/86

Sipe, Richard, *Sexualität und Zölibat*, Paderborn: Schöningh 1992

www.orden.de